

HEYNE <

Zum Buch

Höchste Geheimhaltung herrscht auf Parrish Island, einer von der Außenwelt abgeschotteten Insel sechs Meilen vor der Küste Virginias. Selbst in Regierungskreisen wissen nur wenige von der psychiatrischen Anstalt, die sich in der Mitte der Insel befindet. Ex-Agenten, die aufgrund ihrer psychischen Verfassung ein Sicherheitsrisiko darstellen, werden hier gefangen gehalten. Unter ihnen Hal Ambler, als so gefährlich eingestuft, dass er unter Dauermedikation vollständig isoliert wird. Allerdings gibt es einen Unterschied zwischen Hal Ambler und den anderen Patienten: Hal Ambler ist nicht verrückt. Mithilfe einer Krankenschwester gelingt ihm die Flucht aus der Klinik. Aber die Welt, in die er zurückkehrt, ist nicht mehr die, die er verlassen hat. Alte Freunde und Kollegen erkennen ihn nicht, die Person Hal Ambler scheint nicht zu existieren. Von seinen eigenen Leuten gejagt, muss Ambler herausfinden, wer ihn ausschalten will. Dazu muss er sich erinnern. Was macht ihn zu einer so großen Gefahr, dass jemand bereit ist, für Amblers Tod alles zu riskieren?

Zum Autor

Robert Ludlum war Schauspieler und Filmproduzent, bevor er sich dem Schreiben zuwandte. Seine Romane wurden in mehr als 30 Sprachen übersetzt und erreichten weltweit eine Auflage von über 280 Millionen Exemplaren. Robert Ludlum verstarb im März 2001. Die Romane aus seinem Nachlass erscheinen bei Heyne.

Im Anhang an diesen Roman findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors.

ROBERT LUDLUM

DIE AMBLER- WARNUNG

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Wulf Bergner
und Violeta Topalova

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe
THE AMBLER WARNING
erschien bei St. Martin's Press, New York



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert
Holmen Paper, Hallstavic, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 04/2008
Copyright © 2005 by Myn Pyn LLC
Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2008
Umschlagfotos: © CORBIS (oben) und
© Pat Powers & Cheryl Schafer / Getty images (unten)
Cover artwork © by Nick Castle
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43291-8

www.heyne.de

Unsichtbare Einheit ist stärker als sichtbare.

HERAKLIT, 500 v. Chr.

Teil eins

Kapitel eins

Das Gebäude besaß die Unsichtbarkeit des Gewöhnlichen. Es hätte eine große Highschool oder ein regionales Rechenzentrum der Steuerbehörde sein können. Der quadratische, beige Klinkerbau – Erdgeschoss und drei Stockwerke, die einen Innenhof umgaben – war ein typisches Gebäude, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren errichtet worden waren. Kein zufälliger Passant hätte es eines zweiten Blickes gewürdigt.

Nur gab es hier keine zufälligen Passanten. Nicht auf dieser vorgelagerten Insel sechs Meilen vor der Küste Virginias. Offiziell gehörte die Insel zum National Wildlife Refuge System, das Biotope für Wildtiere schuf, und wer sich für sie interessierte, erhielt die Auskunft, wegen des überaus empfindlichen Ökosystems sei die Insel für Besucher gesperrt. Teile der Leeküste der Insel waren tatsächlich von Fischadlern und Gänsesägern bewohnt: von Räubern und ihren Beutetieren, die beide von dem größten Raubtier überhaupt, dem Menschen, bedroht waren. Aber in der Inselmitte lag mit gepflegten Rasenflächen und gestalteten sanften Hügeln ein sechs Hektar großes Gelände, auf dem das gesichtslose Gebäude stand.

Die Boote, die Parrish Island dreimal täglich anliefen, trugen NWRs-Markierungen, und aus der Ferne wäre nicht zu erkennen gewesen, dass die zur Insel transportierten Leute keineswegs wie Park Ranger aussahen. Hätte ein Fischerboot in Seenot versucht, die Insel anzulaufen, wäre es von Män-

nern in Kaki mit freundlichem Lächeln und hartem, kaltem Blick abgefangen worden. Niemand kam jemals nahe genug heran, um die vier Wachttürme oder den Elektrozaun um das Gelände zu sehen und sich über sie zu wundern.

Obleich die Psychiatrische Klinik Parrish Island äußerlich so unscheinbar war, enthielt sie eine größere Wildnis als diejenige, die sie umgab: die des menschlichen Geistes. Selbst in Regierungskreisen wussten nur wenige, dass diese Einrichtung existierte. Trotzdem erforderte simple Logik ihre Existenz: eine Psychiatrie für Patienten, die über streng geheime Informationen verfügten. Für die Behandlung von Geisteskranken war eine sichere Umgebung erforderlich, wenn das Gedächtnis dieser Patienten voller Staatsgeheimnisse war. Auf Parrish Island konnten Sicherheitsrisiken präzise unter Kontrolle gehalten werden. Das gesamte Klinikpersonal war gründlich überprüft und für den Umgang mit streng geheimen Informationen zugelassen worden. Audio- und Videoüberwachungssysteme, die Tag und Nacht in Betrieb waren, boten weiteren Schutz gegen eine Gefährdung der Sicherheit. Als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme wurde das Klinikpersonal alle drei Monate ausgewechselt, um die Wahrscheinlichkeit zu verringern, dass unerwünschte Bindungen entstehen konnten. Die Sicherheitsbestimmungen schrieben sogar vor, die Patienten seien mit Nummern, nie mit Namen zu identifizieren.

Nur selten gab es einen Patienten, der als extrem gefährlich galt, was an der Art seiner psychischen Störung oder seinem besonders brisanten Wissen liegen konnte. Ein so eingestuftes Patient wurde von den übrigen Patienten isoliert und in einer geschlossenen Abteilung untergebracht. Im dritten Stock des Westflügels gab es einen solchen Patienten: Nr. 5312.

Jede Krankenschwester, die durch Rotation in die Abteilung 4W versetzt wurde und dem Patienten Nr. 5312 erstmals begegnete, wusste nur sicher, was sie mit eigenen Augen sah: dass er etwas über eins achtzig groß und schätzungsweise vierzig Jahre alt war; dass seine kurz geschnittenen Haare braun, seine Augen ungetrübt blau waren. Begegneten ihre Blicke sich, sah die Krankenschwester zuerst weg – die Intensität seines starren Blicks konnte entnervend, fast körperlich bedrängend sein. Den Rest seines Persönlichkeitsprofils enthielt seine Krankenakte. Über die Wildnis in seinem Geist konnte man nur spekulieren.

Irgendwo in Abteilung 4W gab es Detonationen und ein Blutbad und Schreie, aber sie waren lautlos, auf die unruhigen Träume des Patienten beschränkt, die jetzt lebhafter wurden, obwohl sie allmählich erwachten. Diese Augenblicke des Halbschlafs – wenn der Sehende nur registriert, was er sieht; Augen ohne ein bewusstes Ego – waren mit einer Serie von Bildern angefüllt, von denen jedes sich aufwölbte wie ein Stück Film, der vor einer überhitzten Projektionslampe zum Stehen gekommen ist. Eine Wahlversammlung an einem schwülheißen Tag in Taiwan: Tausende sind auf einem riesigen Platz versammelt, über den nur hin und wieder eine schwache kühlende Brise streicht. Ein politischer Kandidat, der mitten im Satz durch eine kleine, gut verdämmte Sprengladung getötet wird. Vor wenigen Augenblicken hatte er noch engagiert und leidenschaftlich gesprochen; jetzt lag er in einer Lache seines Blutes auf dem hölzernen Podium. Er hob den Kopf, blickte ein letztes Mal über die Menge hinaus und fixierte dabei einen einzelnen Mann: einen *chang bizi* – einen Weißen. Den einzigen Menschen, der nicht kreischte, weinte oder flüchtete. Den einzigen Mann, der jetzt nicht über-

rascht wirkte, denn die Detonation war schließlich sein Werk. Der Kandidat starb, während er den Mann anstarrte, der übers Meer gekommen war, um ihn zu töten. Dann wölbte sich das Bild auf, verschwamm, wurde zu gleißendem Weiß.

Ein weit entferntes Glockensignal, ein Dreiklang in Moll, ertönte aus einem unsichtbaren Lautsprecher, und Hal Ambler öffnete seine vom Schlaf leicht verklebten Augen.

War es wirklich Morgen? In dem fensterlosen Raum konnte er das nicht beurteilen. Aber dies war *sein* Morgen. Die in die Decke eingelassenen Tageslicht-Leuchtstoffröhren wurden in der folgenden halben Stunde stetig heller: eine technologische Morgendämmerung, deren Intensität durch die Weiße seiner Umgebung noch gesteigert wurde. Damit begann zumindest ein Scheintag. Amblers Zelle maß drei mal dreieinhalb Meter; der Fußboden war mit weißen Vinylfliesen ausgelegt, die Wände mit weißem PVC-Schaum beschichtet, der sich gummiartig zäh anfühlte und unter Druck wie eine Ringermatte leicht nachgab. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, bis die Schiebetür mit ihrem hydraulischen Seufzen zur Seite glitt. Er kannte diese Abläufe und noch Hunderte dieser Art. In einem Hochsicherheitstrakt strukturierten sie das Leben, wenn man es überhaupt »Leben« nennen konnte. Er durchmaß Zeiten grimmiger Klarheit, aber auch Intervalle, die von Fluchtfantasien geprägt waren. Und im weitesten Sinn hatte er das Gefühl, er sei entführt worden, nicht nur sein Körper, sondern auch seine Seele.

Im Verlauf seiner fast zwanzigjährigen Tätigkeit als Geheimagent war Ambler zweimal in Gefangenschaft geraten – in Algerien und Tschetschenien – und hatte längere Zeit in Einzelhaft gesessen. Er wusste, dass die Umstände für tief sinnige Gedanken, Seelenerforschung oder philosophische Grübelei ungünstig waren. Vielmehr füllte sich der Verstand

mit Bruchstücken von Werbespots, Popsongs, halb vergessenen Gedichten und einem übersteigerten Bewusstsein für kleine Unbequemlichkeiten. Die Gedanken kreiselten, trieben ziellos dahin und berührten selten interessante Themen, denn sie blieben letztlich an die eigenartige Qual der Isolation gefesselt. Seine Ausbilder beim Geheimdienst hatten versucht, ihn auf solche Extremsituationen vorzubereiten. Die Herausforderung bestehe darin, hatten sie immer wieder betont, den Verstand daran zu hindern, sich selbst anzugreifen wie ein Magen, der seine Magenwand verdaut.

Aber auf Parrish Island befand er sich nicht in der Hand von Feinden; er wurde von seiner eigenen Regierung festgehalten – von dem Staat, dem er fast zwanzig Jahre lang gedient hatte.

Und er wusste nicht, warum.

Weshalb eine solche Einrichtung *überhaupt existierte*, war ihm keineswegs ein Rätsel. Als Agent eines als Consular Operations bezeichneten US-Nachrichtendienstes hatte er von der Klinik auf Parrish Island gehört. Ambler verstand auch, wieso es eine Einrichtung dieser Art geben musste; niemand war gegen die Verirrungen des menschlichen Geistes gefeit, auch Geheimnisträger nicht. Aber es war gefährlich, jedem beliebigen Psychiater Zugang zu solchen Patienten zu gewähren. Diese Lektion hatten die US-Geheimdienste im Kalten Krieg teuer bezahlt, als ein in Berlin geborener Psychoanalytiker in Alexandria, zu dessen Klientel mehrere Spitzenbeamte zählten, als Informant der berüchtigten Stasi, des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit, enttarnt worden war.

Das alles erklärte jedoch nicht, weshalb Hal Ambler sich hier befand, seit ... wie lange war das nun schon her? In der Ausbildung war ihm eingebläut worden, wie wichtig es ist, in der Haft das Zeitgefühl nicht zu verlieren. Irgendwie hatte er

es doch verloren, und seine Fragen nach der Haftdauer blieben unbeantwortet. War er ein halbes Jahr, ein Jahr oder noch länger hier? Es gab so vieles, was er nicht wusste. Sicher wusste er nur, dass er durchdrehen würde, wenn ihm nicht bald die Flucht gelang.

Routine: Ambler konnte sich nicht entscheiden, ob ihre Einhaltung seine Rettung oder sein Untergang war. Schweigend und effizient absolvierte er seine tägliche Gymnastik, die er mit hundert einarmigen Liegestützen abschloss, bei denen er zwischen links und rechts wechselte. Baden durfte er nur jeden zweiten Tag; heute war kein Badetag. An dem kleinen weißen Waschbecken in einer Ecke des Raums putzte er sich die Zähne. Der Stiel seiner Zahnbürste bestand aus weichem Kunststoff, denn hartes Plastikmaterial ließ sich eventuell zu einer Waffe zuschleifen. Als er eine in die Wand eingelassene Klappe berührte, glitt ein kompakter Elektrorasierer aus einem Fach über dem Becken. Er durfte ihn genau hundertzwanzig Sekunden lang benutzen, bevor er das mit einem Sensor ausgestattete Gerät in das Sicherheitsfach zurücklegen musste; sonst ertönte ein Alarmsignal. Als er fertig war, spritzte Ambler sich Wasser ins Gesicht und fuhr sich mit nassen Fingern durchs Haar, um es halbwegs zu kämmen. Es gab keinen Spiegel, nicht einmal eine reflektierende Oberfläche. In dieser Abteilung war sogar das Fensterglas entspiegelt. All das diente bestimmt obskuren therapeutischen Zwecken. Er schlüpfte in seine »Tageskleidung«, die Uniform der Insassen: ein weißes Sweatshirt aus Baumwolle und eine weiße Jogginghose mit Gummizug.

Er drehte sich langsam um, als er hörte, wie sich die Tür öffnete, und roch das Desinfektionsmittel, dessen Tannenduft immer im Korridor hing. Wie gewöhnlich kam ein stämmiger Mann mit Bürstenhaarschnitt herein, der eine Uniform aus

taubengrauem Popeline trug und das Namensschild auf seiner linken Brustseite sorgfältig mit einem Stoffquadrat abgedeckt hatte: eine weitere Vorsichtsmaßnahme, die das Personal in seiner Abteilung beachten musste. Die breite Aussprache des Mannes ließ erkennen, dass er aus dem amerikanischen Mittelwesten stammte, aber seine gelangweilte, nicht im Geringssten neugierige Art war so ansteckend, dass Ambler sich herzlich wenig für ihn interessierte.

Nochmals Routine: Der Krankenpfleger trug einen breiten Nylongurt in einer Hand. »Arme hoch«, befahl er grunzend, als er auf Ambler zutrat und ihm den Gurt um die Taille legte. Ohne diesen speziellen Gürtel durfte Ambler den Raum nicht verlassen. Zwischen zwei dicken Nylonlagen steckten mehrere flache Lithiumbatterien; hatte er den Gurt angelegt, lagen zwei Metallkontakte knapp oberhalb seiner linken Niere auf der Haut.

Dieser Gürtel – offiziell als REACT-Gürtel (Remote Electronically Activated Control Technology) bekannt – wurde normalerweise bei Transporten von Schwerverbrechern benutzt; in Abteilung 4W gehörte er zur Alltagskleidung. Der Elektroschocker konnte aus bis zu hundert Metern Entfernung aktiviert werden und war so eingestellt, dass er eine Achtelsekunde lang 50 000 Volt abgab. Dieser Stromstoß hätte selbst einen Sumo-Ringer zu Boden geworfen, wo er dann zehn bis fünfzehn Minuten lang epileptisch gezuckt hätte.

Sobald das Gurtschloss eingeschnappt war, begleitete der Krankenpfleger ihn den weiß gekachelten Flur entlang zur allmorgendlichen Medikamentenausgabe. Ambler ging langsam und schwerfällig, als wate er durch tiefes Wasser. Dieser Gang war oft die Folge von Psychopharmaka in hoher Dosisierung und daher allen, die in den Abteilungen arbeiteten, wohl vertraut. Amblers Bewegungen standen im Widerspruch

zu dem hellwachen Blick, mit dem er seine Umgebung musterte. Das gehörte zu den vielen Dingen, die dem Krankenpfleger entgingen.

Ambler hingegen entgingen nur wenige Dinge.

Das Gebäude war jahrzehntealt, aber es war regelmäßig mit modernster Sicherheitstechnik nachgerüstet worden: Die Türen wurden nicht mit Schlüsseln, sondern mit Karten geöffnet, die Transponderchips enthielten, und wichtige Verbindungstüren erforderten einen Irisscan, sodass kein Unbefugter sie öffnen konnte. Ungefähr dreißig Meter von seiner Zelle entfernt lag der sogenannte Evaluationsraum mit einer Fensterwand aus grauem polarisiertem Glas, durch das der Proband beobachtet werden konnte, ohne den Beobachter sehen zu können. Dort saß Ambler bei seinen regelmäßigen »psychiatrischen Evaluationen«, deren Zweck dem anwesenden Arzt anscheinend ebenso wenig klar war wie ihm selbst. In den letzten Monaten hatte Ambler wahre Verzweiflung kennengelernt, die jedoch nicht mit psychischen Störungen zusammenhing; vielmehr beruhte seine Verzweiflung darauf, dass er seine Aussichten auf Entlassung realistisch einschätzte. Obwohl das Personal alle drei Monate wechselte, hatten sich alle angewöhnt – das spürte er –, ihn als Lebenslänglichen zu betrachten, der hier noch eingesperrt sein würde, wenn sie längst nicht mehr hier arbeiteten.

Vor einigen Wochen hatte sich jedoch alles verändert. Diese Veränderung war nichts Objektives, nichts Greifbares, nichts *Sichtbares*. Trotzdem war es eine schlichte Tatsache, dass er jemanden *erreicht* hatte, und das würde den Ausschlag geben. Vielmehr würde *sie* ihn geben. Sie hatte schon damit angefangen. Sie war eine junge psychiatrische Krankenschwester namens Laurel Holland. Und – so einfach war das – sie stand auf seiner Seite.

Einige Minuten später erreichte der Krankenpfleger mit seinem schwerfälligen Patienten einen großen halbkreisförmigen Bereich der Abteilung 4W, der hochtrabend als *Lounge* bezeichnet wurde. Dieser Name war denkbar unpassend. Zutreffender war die technische Bezeichnung: Überwachungsatrium. An einem Ende standen einige primitive Fitnessgeräte und ein Bücherregal mit einer fünfzehn Jahre alten Ausgabe der *World Book Encyclopedia*. Am anderen Ende befand sich die Ausgabe: eine lange Theke mit einem lamellenartigen Schiebefenster aus Drahtglas, hinter dem auf einem Wandregal weiße Plastikflaschen mit pastellfarbenen Etiketten standen. Wie Ambler aus eigener Erfahrung wusste, konnte der Inhalt dieser Flaschen einen ebenso wirkungsvoll wehrlos machen wie stählerne Handschellen. Das Zeug bewirkte Erstarrung ohne inneren Frieden, Trägheit ohne innere Ruhe.

Die Klinik legte jedoch weniger Wert auf Ruhe als auf Ruhigstellung. An diesem Morgen war in der Lounge ein halbes Dutzend Krankenpfleger versammelt. Das war nicht ungewöhnlich: Nur das Personal nutzte die Lounge wirklich. Die Abteilung war für ein Dutzend Patienten eingerichtet; gegenwärtig war dort ein einziger untergebracht. Das hatte dazu geführt, dass dieser Bereich inoffiziell zu einer Art Erholungs- und Entspannungszentrum für Pfleger wurde, die in anderen Abteilungen eher belastende Arbeit taten. Und ihre Tendenz, sich hier zu versammeln, steigerte wiederum die Sicherheit dieser Abteilung.

Als Ambler sich umdrehte und zwei Krankenpflegern zunicke, die sich auf einer niedrigen Schaumstoffcouch herumlümmelten, ließ er langsam einen Speichelfaden über sein Kinn rinnen; der Blick, den er auf sie richtete, war unscharf und verschleiert. Er hatte längst registriert, wer alles anwesend

war: sechs Krankenpfleger, der behandelnde Psychiater und – Amblers einzige Rettungsleine – die psychiatrische Krankenschwester.

»Jetzt gibt's Bonbons«, sagte einer der Pfleger, und die anderen kicherten hämisch.

Ambler stapfte langsam zur Theke, hinter der die Schwester mit den kastanienbraunen Haaren mit seinen Morgenpillen wartete. Ein unsichtbarer Funke – ein flüchtiger Blick, ein angedeutetes Kopfnicken – sprang zwischen ihnen über.

Ihren Namen hatte er zufällig erfahren; sie hatte versehentlich ein Glas Wasser verschüttet, wobei der Stoff, der ihr Azetatnamensschild hätte verdecken sollen, nass und durchsichtig geworden war. Laurel Holland – die Buchstaben waren unter der Abdeckung schemenhaft zu erkennen gewesen. Er hatte ihren Namen geflüstert; sie hatte nervös, aber irgendwie nicht ungehalten gewirkt. Damit war der Funke zwischen ihnen übergesprungen. Er studierte ihr Gesicht, ihre Haltung, ihre Stimme, ihr Auftreten. Sie war Anfang dreißig, schätzte er, mit grün gefleckten haselnussbraunen Augen und geschmeidiger Figur. Cleverer und hübscher, als ihm bewusst gewesen war.

Gespräche zwischen ihnen bestanden nur aus wenigen gemurmelten Worten, die von den Überwachungssystemen nicht registriert wurden. Vieles ließ sich jedoch allein durch Blickkontakte und vielsagendes Lächeln ausdrücken. Für das System war er Patient Nr. 5312. Aber für sie war er inzwischen weit mehr als nur eine Zahl, das wusste er.

In den vergangenen sechs Wochen hatte er ihre Sympathie gewonnen. Nicht durch Schauspielerei – die hätte sie vermutlich rasch durchschaut –, sondern indem er sich auf eine Art gestattete, auf sie zu reagieren, die sie ermutigte, ihrerseits das Gleiche zu tun. Sie hatte etwas in ihm gesehen – sie hatte ihn als *geistig normal* erkannt.

Dieses Wissen hatte ihm neues Selbstvertrauen verliehen und seinen Fluchtwillen gestärkt. »Ich will nicht hier sterben«, hatte er ihr eines Morgens zugemurmelt. Sie hatte keine Antwort gegeben, aber ihr betroffener Blick hatte ihm alles gesagt, was er wissen musste.

»Ihre Medikamente«, hatte sie am folgenden Morgen fröhlich gesagt und ihm drei Tabletten, die etwas anders aussahen als die üblichen dämpfenden Neuroleptika, auf die Handfläche gelegt. *Tylenol*, hatte sie dabei nur mit den Lippen gesagt. Die Vorschriften bestimmten, dass er die Tabletten unter ihrer Aufsicht einnehmen und danach den Mund öffnen musste, damit sie überprüfen konnte, dass er sie auch geschluckt hatte. Das tat er, und binnen einer Stunde hatte er den Beweis dafür, dass sie die Wahrheit gesagt hatte. Er fühlte sich leichtfüßiger, auch geistig beweglicher. Innerhalb weniger Tage wurde er wacher, war wieder voller Energie – mehr er selbst. Er musste ganz bewusst weiter den ruhiggestellten Patienten spielen und das ungelenke Compazine-Schlurfen vortäuschen, das die Krankenpfleger von ihm gewöhnt waren.

Die Psychiatrische Klinik Parrish Island war eine mit modernster Technologie ausgestattete Hochsicherheitseinrichtung. Aber auch die ausgeklügeltste Technik konnte den menschlichen Faktor nicht völlig kontrollieren. Jetzt, da sein Körper sie vor der Überwachungskamera verbarg, steckte sie ihre Schlüsselkarte in den Gummizug seiner weißen Jogginghose.

»Hab gehört, dass es heute Morgen vielleicht einen Code zwölf gibt«, murmelte sie dabei. Dieser Code bezeichnete einen kritischen Gesundheitszustand, der die Verlegung eines Patienten in ein Krankenhaus auf dem Festland erforderte. Woher sie das wusste, erläuterte Laurel Holland nicht, aber er konnte es sich denken: Wahrscheinlich hatte ein Patient über Brustschmerzen geklagt – oft Vorboten eines Herzan-

falls. Man würde ihn aufmerksam überwachen, weil weitere Anzeichen einer drohenden Arrhythmie die Verlegung auf eine Intensivstation nötig machen würden. Ambler erinnerte sich an einen früheren Code zwölf – ein älterer Patient hatte einen Gehirnschlag erlitten – und rief sich die Sicherheitsmaßnahmen ins Gedächtnis zurück. Auch wenn sie noch so akribisch waren, hatte er doch eine Unregelmäßigkeit entdeckt: eine gewisse Regelwidrigkeit, die er vielleicht für seine Zwecke würde nutzen können.

»Aufpassen!«, flüsterte sie. »Und bereithalten.«

Zwei Stunden später – Stunden, die Ambler in schweigender, regloser Starrheit verbrachte – war ein elektronisches Glockensignal zu hören, dann sagte eine synthetische Stimme: *Code zwölf, Abteilung zwei Ost*. Dies war eine Computerstimme, wie man sie in Shuttlezügen auf Flughäfen und modernisierten U-Bahnen hörte: irritierend angenehm. Die Krankenpfleger sprangen sofort auf. *Muss dieser alte Knabe in 2E sein. Sein zweiter Infarkt, stimmt's?* Die meisten von ihnen machten sich auf den Weg in den zweiten Stock. Das Glockensignal und die Durchsage wurden in regelmäßigen Abständen wiederholt.

Also ein älterer Mann, der einen Infarkt erlitten hatte, das war zu erwarten gewesen. Ambler spürte eine Hand auf seiner Schulter. Das war der stämmige Krankenpfleger, der morgens in sein Zimmer gekommen war.

»Vorschrift«, sagte der Mann. »In allen Notfallsituationen kehren die Patienten in ihre Zimmer zurück.«

»Was ist passiert?«, fragte Ambler verständnislos und mit schwerer Zunge.

»Nichts, was Ihnen Sorgen machen müsste. In Ihrem Zimmer sind Sie sicher und am besten aufgehoben.« Übersetzung: *eingesperrt*. »Kommen Sie jetzt mit.«

Lange Minuten später standen die beiden Männer vor Amblers Zelle. Der Krankenpfleger hielt seine Schlüsselkarte an den Kartenleser, eine in Taillenhöhe neben der Tür montierte graue Kunststoffbox, und die Schiebetür glitt zur Seite.

»Rein mit Ihnen«, sagte der stämmige Bursche aus dem Mittleren Westen.

»Brauch Hilfe bei ...« Ambler trat über die Schwelle, drehte sich dann nach dem Krankenpfleger um und deutete hilflos auf das Klosett mit dem heruntergeklappten Deckel.

»Ach, Scheiße«, sagte der Krankenpfleger, wobei seine Nasenlöcher sich angewidert weiteten, doch er folgte Ambler in den Raum.

Du hast nur einen Versuch. Keine Fehler!

Als der Krankenpfleger auf ihn zutrat, stand Ambler gebeückt und mit leicht gebeugten Knien da, als sei er kurz davor, zusammenzuklappen. Plötzlich schoss er hoch und rammte seinen Kopf unter das Kinn des anderen. Panik und Verwirrung zeichneten sich auf dem Gesicht des Mannes ab, während er den krachenden Rammstoß zu verdauen versuchte: Der schlurfende, halb betäubte Insasse hatte sich in einen Wirbelwind aus Aktivität verwandelt – was war passiert? Im nächsten Augenblick brach der Krankenpfleger auf den Vinylfliesen zusammen, und Ambler machte sich sofort daran, seine Taschen zu durchsuchen.

Keine Fehler. Er durfte sich nicht mal einen erlauben.

Er nahm die Chipkarte und den Dienstausweis des Mannes an sich, dann zog er sein taubengraues Hemd und seine Popelinehose an. Sie passten nicht besonders, wirkten aber auch nicht absurd; er würde einem flüchtigen Betrachter kaum auffallen. Um die Hosenbeine zu kürzen, rollte er die Aufschläge rasch nach innen ein. Der Hosenbund reichte bis

über den Betäubungsgurt; er hätte viel dafür gegeben, das Ding loszuwerden, aber das war in der knappen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, einfach nicht möglich. Ambler konnte nur das graue Nylonkoppel der Uniform straff anziehen und darauf hoffen, dass es das schwarze Nylongewebe des REACT-Gürtels halbwegs verdeckte.

Ambler öffnete die Zimmertür, indem er die Chipkarte des Krankenpflegers an den inneren Kartenleser hielt, und sah hinaus. Im Augenblick war der Flur leer. Alles nicht anderswo benötigte Pflegepersonal war nach 2E beordert worden.

Würde die Schiebetür sich automatisch schließen? Er durfte sich keinen Fehler leisten. Ambler trat auf den Korridor hinaus und hielt die Karte an den äußeren Leser. Nach mehrfachem Klicken schloss sich die Tür.

Dann hastete er die wenigen Meter zu der breiten, mit einem Bügelgriff versehenen Tür am Ende des Korridors. Eine der Türen mit vier elektrisch betätigten Riegeln. Natürlich abgesperrt. Er hielt die Schlüsselkarte an den Leser und hörte ein mehrmaliges Klicken, als der Schlossmotor ansprach. Dann nichts mehr. Die Tür blieb geschlossen.

Dies war kein Ausgang, den Krankenpfleger benutzen durften.

Jetzt wusste er, weshalb Laurel Holland ihm ihre Chipkarte gegeben hatte: Hinter dieser Tür musste der Flur liegen, über den die Medikamentenausgabe zu erreichen war.

Er versuchte es mit ihrer Karte.

Diesmal öffnete sich die Tür.

Dahinter lag ein schmaler Servicekorridor, der von einer langen Reihe schwacher Leuchtstoffröhren in ein trübes Licht getaucht wurde. Er blickte nach rechts, sah dort am Ende des Korridors einen Wagen mit Bettwäsche und schlich darauf zu. Die Putzkolonne war heute offenbar noch nicht hier gewesen.

Auf dem Fußboden lagen Zigarettenkippen, Bonbonpapiere und auch etwas Metallisches, gegen das er mit der Schuhspitze stieß: eine leere Red-Bull-Dose, die jemand flach getreten hatte. Einem unbestimmten Instinkt folgend, hob Ambler sie auf und steckte sie in seine Hüfttasche.

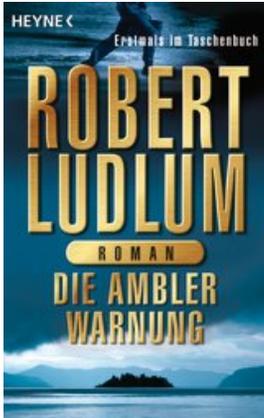
Wie viel Zeit blieb ihm noch? Genauer gesagt: Wann würde das Verschwinden des Krankenpflegers bemerkt werden? In wenigen Minuten würde der Code zwölf beendet sein und jemand losgeschickt werden, der Ambler wieder aus seinem Zimmer holte. Also musste er das Gebäude so rasch wie möglich verlassen.

Seine Fingerspitzen fuhren über etwas, das aus der Wand ragte. Er hatte den Metalldeckel der Röhre gefunden, in die Schmutzwäsche geworfen wurde, damit sie in den Keller gelangte. Er kletterte hinein, hielt sich mit beiden Händen am Rand fest und tastete die Metallröhre unter sich mit den Füßen ab. Er hatte befürchtet, der Durchmesser des Wäscheabwurfs könnte zu klein sein; tatsächlich war er jedoch zu groß, und es gab keine seitliche Steigleiter, wie er zu hoffen gewagt hatte. Stattdessen bestand der Wäscheabwurf aus einer innen völlig glatten Stahlröhre. Um nicht in die Tiefe zu stürzen, musste er sich mit beiden Händen und seinen Füßen, die in Laufschuhen steckten, gegen die Wände stemmen.

Er kletterte langsam durch die Röhre hinunter, wobei er in anstrengender Folge jeweils eine Hand oder einen Fuß tiefer ansetzte. Der Kraftaufwand war gewaltig und schon bald ungeheuer schmerzhaft. Ausruhen konnte er sich keine Sekunde, seine Muskeln mussten ständig angespannt bleiben, damit er nicht abrutschte und durch die anscheinend senkrechte Röhre in die Tiefe stürzte.

Als er so wie ein Bergsteiger, der einen Felskamin durchklettert, den Boden erreichte, schienen Stunden vergangen zu

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Robert Ludlum

Die Ambler-Warnung

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 656 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43291-8

Heyne

Erscheinungstermin: März 2008

Der neue Ludlum – Bestsellergarantie!

Robert Ludlum beherrscht unangefochten das Feld des klassischen Spionage- und Agententhillers. Auch sein neuester Roman bietet wieder eine rasante Story um Intrige und tödlichen Verrat: Ex-Agent Hal Ambler wird von seinen einstigen Auftraggebern auf einer entlegenen Insel gefangen gehalten. Als ihm die Flucht gelingt, nimmt eine mörderische Jagd ihren Lauf.

Höchste Geheimhaltung herrscht auf Parrish Island, einer von der Außenwelt abgeschotteten Insel sechs Meilen vor der Küste Virginias. Selbst in Regierungskreisen wissen nur wenige von der psychiatrischen Anstalt, die sich in der Mitte der Insel befindet. Ex-Agenten, die aufgrund ihrer psychischen Verfassung ein Sicherheitsrisiko darstellen, werden hier gefangen gehalten. Unter ihnen Hal Ambler, als so gefährlich eingestuft, dass er unter Dauermedikation vollständig isoliert wird. Allerdings gibt es einen Unterschied zwischen Hal Ambler und den anderen Patienten: Hal Ambler ist nicht verrückt. Mithilfe einer Krankenschwester gelingt ihm die Flucht aus der Klinik. Aber die Welt, in die er zurückkehrt, ist nicht mehr die, die er verlassen hat. Alte Freunde und Kollegen erkennen ihn nicht, die Person Hal Ambler scheint nicht zu existieren. Von seinen eigenen Leuten gejagt, muss Ambler herausfinden, wer ihn ausschalten will. Dazu muss er sich erinnern. Was macht ihn zu einer so großen Gefahr, dass jemand bereit ist, für Amblers Tod alles zu riskieren?



[Der Titel im Katalog](#)